

*Heringsrollmops
zum Tagespreiß*



*Düsseldorf
- Schreib Deine Stadt*



Inhalt

Impressum

Vorwort	3
Dorothee Dodenhöft: Montags in Düsseldorf	4
Maja Hasse: Ein Sommertag	5
Susanne Dickel: hofgarten – ein schwan	9
Gerhild Pothmann-Brebeck: Barbarossa-Platz	10
Christine Frenz: Haus der Jugend	12
Dirk Jürgensen: Düsseldorfer Robinsonade	14
Björn Bosserhoff: [EIN AKUSTISCHER SPAZIERGANG DURCH UNTERBILK]	21
Christine Frenz: Rückblick Düsseldorf 2008	23
Mechthilde Vahsen: Totes Land	24
Doris Dams: Winter-Blues	27
Natalie Broscheid: Urdenbacher Kämpe	30
Dorothee Dodenhöft: Oberbilk	31
Natalie Broscheid: Jahresrückblick 2008 – Düsseldorfer Artenschutz: Die Rettung des Tausendfüßlers	34
Tatjana Zschirnt: TROC International – Garath – Graurath?	37
Hanne Kath: Derendorf 0:15 Uhr/9:45 Uhr	42
Dirk Jürgensen: Der feine Herr D. – Oder: Die Stadt bin ich	44
Mechthilde Vahsen: In Heines Sinne	46

Impressum:

Herausgeber: zakk, Fichtenstraße 40, 40233 Düsseldorf
www.zakk.de/info@zakk.de



Redaktion: Martina Giesers, Maja Hasse, Mechthilde Vahsen, Dirk Jürgensen, Hans Hoff

Projektleitung: Christine Brinkmann

Grafik: xxx

Fotos: Gerhild Pothmann-Brebeck, Mechthilde Vahsen, Dirk Jürgensen, Hans Hoff. Foto „Haus der Jugend“ mit freundlicher Genehmigung von Hubert Gloss (Michel & Co.)

Erschienen im April 2008

Auflage 1.000 Stück

Siehe auch www.textwerkstatt-duesseldorf.de

Mit freundlicher Unterstützung von



In Heines Sinne

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
dass ich so grüblerisch bin.
Eine Stadt am Rhein mit langem Namen,
die geht mir nicht aus dem Sinn.

Die Politik dort ist so gierig,
will überall nur Schein und Glanz.
Hingegen die armen Bewohner,
sie müssen verschwinden fast ganz.

Dafür gibt's viele Bauten
und auch viel Ausverkauf.
Ein Meister namens Erwin
macht dies zu gern und zuhauf.

Natürlich wird auch zensiert
in dieser Stadt am Rhein.
Wie groß muss die Angst der Politiker
vor der Kritik der BürgerInnen sein.

Und doch will ich gestehen,
fast wie es Heine tat:
Deswegen wegzugehen,
das ist nicht meine Art.

Mechthilde Vahsen

Schreib Deine Stadt!

Wo liegt Düsseldorf? Da draußen? Irgendwo? Rund um den Rheinturm?
Am Rhein? Oder in uns? Dort, wo wir die Stadt erfahren, erfühlen, erleben?
Wo die Stadt Kulisse ist für unsere Emotionen?

Drei Monate lang haben sich 16 Menschen im Rahmen der Schreibwerkstatt „Schreib deine Stadt“ mittwochs im Zakk getroffen. Drei Monate haben wir uns dieser seltsamen Stadt Düsseldorf immer wieder neu genähert. Wir haben Düsseldorf beschrieben, haben der Stadt unser Graffiti verpasst. Mal ganz sachlich, mal romantisch oder kitschig bekleckert; mal kafkaesk, mal schwer spinnert oder schwer betrübt vom betonesken Grauen. Wir haben die Places-to-Be rund um Rheinturm, Gehry-Bauten und Kö einfach Places-to-Be sein lassen und uns Düsseldorf von den Rändern her genähert. Wir waren viel im Süden, wenig im Norden, eher hinter dem Bahnhof als davor. Wir haben im Winter Sommer gespielt und uns vorgestellt, wie ein Schwan im Hofgarten auf die Stadt schaut und was Heine wohl dächte. Wir haben überlegt, was man mit dem Tausendfüßler noch anstellen könnte außer über ihn zu diskutieren. Wir haben es schneien lassen, aber richtig. Wir haben einmal alle anderen Menschen aus der Stadt verschwinden lassen. Nur ein paar Seiten lang. Wir haben schon im Januar 2008 auf 2008 zurückgeblickt.

Wir glauben, auf diese manchmal leicht beschwipst anmutende Weise Düsseldorf näher gekommen zu sein. Nicht immer waren wir gerecht. Aber wir waren wir. In dieser unserer Stadt, die eben nicht nur goldige Seiten hat. Dies ist dementsprechend keine Werbebroschüre für Düsseldorf. Dies ist ein Schnappschuss aus ungewohntem Winkel. Und ein bisschen sind wir darauf stolz.

Hans Hoff (Schreibwerkstattleiter)

Montags in Düsseldorf

Am Montag fängt die Woche an,
da muss die arme Doro ran
durch Abgas, Hektik und Chemie
und denkt so oft: „Ich schaff' es nie,
Freund zu sein mit dieser Stadt,
die alles außer Ruhe hat!“

Dorothee Dodenhöft

ihm. Lärm drang aus seinem Herzen, und er fürchtete, dasselbe würde ihm bald entrissen. Dabei wollte er es doch nur I. überlassen. I., dessen Reichtum ihn stets zu reizen wußte und dessen Avancen nach kleiner Gefälligkeit dauerhafte Präsenz versprochen.

Er riß die Augen auf, wollte sich dem Überbleibsel eines Alptraumes stellen, es mit der Realität bekämpfen. Doch er blieb, was er war.
Nun gut, dachte D., immer konnte ich mein Leben den Verhältnissen anpassen. Warum nicht auch jetzt?

Er schmiß sein Plumeau davon, streckte seinen Körper, so weit er konnte und so weit es sein Bett zuließ. Etwas stimmte zwar mit seinem Augenlicht nicht, aber er mochte sich nicht beschweren. Die Extremitäten seines schlanken Körpers verloren sich ins Diffuse, schienen grau und uninteressant. Scharf sah er nur den Bereich zwischen Brustkorb und Bauchnabel: Silberne Paläste glänzten dort im Schein der Nachttischlampe, warfen Schatten auf die Grünanlagen und das Ufer des ihn im Schwung berührenden Flusses. Hier und dort ragte ein Baukran höher als alles in der Umgebung in den Himmel seines Zimmers. Es war ihm angenehm.

So ergriff D. den Stift, den er, sollte ihn des Nachts ein Einfall ereilen, stets parat hielt. Er markierte hier und da auf seiner Haut jene Stellen, in denen er den Glanz seiner Mitte noch lückenhaft wähnte. Freiräume sind Gebäude falscher Sentimentalität, sind überflüssig und gefährlich für einen prosperierenden Gemeinkörper wie den meinen. Auch I. ist nicht zu enttäuschen, sagte sich D.

Und er kannte die Mittel.

Eine Stadt nach meinem Bilde! Die Stadt als Ich. Endlich konnte er sie verwirklichen.

Ein Traum. Ein Traum, der für unseren feinen Herrn D. zur Lebenswahrheit wurde.

Nur sein Herz. Irgendetwas schien da nicht zu stimmen.

Wo war I. geblieben, der ihm so viel versprochen hatte?

Dirk Jürgensen

**Der feine Herr D.
Oder: Die Stadt bin ich**



Als Herr D. an diesem Morgen aufwachte, fand er sich wieder im Körper einer Stadt. Nichts war vorgefallen in der Nacht. Alles war gewesen wie immer. Nur daß er jetzt Düsseldorf war, der feine Herr D.

Die letzten Tage waren wohl doch zu anstrengend gewesen, dachte er, schloß die Augen, um in den Schlaf zurückzufinden, in der Hoffnung, etwas später in seiner gewohnten Umgebung, in seinem gewohnten Körper wieder zu erwachen.
Nun wollte sich der Schlaf aber nicht einstellen. Zu aufgewühlt war es in

Ein Sommertag

Als ich aus der Tür trat, brach mir der Schweiß aus. Sommer in Düsseldorf. Unerträglich und schön zugleich. Ich machte mich auf den Weg ...

... wie immer ein paar Minuten zu spät, so dass ein gelassenes Schlendern zur Bahn unmöglich war. Ich rannte los Richtung Bahn-Haltestelle „Alt-Eller“. Meine wunderbar lange Schlaghose hatte sich unglücklicherweise mit meinen flachen, unglaublich spitzen Schuhen gegen mich verschworen – wenige Schritte von der einfahrenden Bahn entfernt verding sich mein rechter Schuh im wehenden Schlag des linken Hosenbeins. Aus dem eben noch fliegenden Sprint wurde ich abrupt von den Füßen weg abgebremst, während mein Rumpf in voller Fahrt weiter vorwärts schnellte (Trägheit der Masse, Bewegung, Beschleunigung aus der Physik waren mir noch sehr dunkel im Gedächtnis). Mahlzeit, ich legte mich voll auf die Fresse. Der rechte Oberschenkel war arg geprellt, ich verzog, cool wie ein Kopfschlächter beim Töten, keine Miene (meinte ich zumindest). In Wahrheit war mir wohl der Schock ins Gesicht geschrieben. 30 Jahre alt, seit bestimmt 20 Jahren nicht mehr auf die Schnauze gefallen – zumindest physisch betrachtet –, da kann man schon mal etwas von den Socken sein, wenn sich die Schwerkraft unbarmerzig hart offenbart. Aber, wat soll`s, Sommer, Eis, fröhliche und aufgeschlossene Menschen erwarteten mich am Rhein.

Der Bahnfahrer hatte Mitleid und wartete, bis ich mich vom heißen Asphalt gelöst hatte. In der U 75 war es stickig. Wenigstens hatte ich mir die nackten Arme nicht aufgeschrammt, das bisserl von den Händen geschrabberte Haut war zu verkraften. Dummerweise stieg an der nächsten Haltestelle eine alte Frau ein, die, wohl aufgrund des hohen Alters und der zugehörigen körperlichen Begleiterscheinungen, Probleme mit der regelmäßigen Körperhygiene hatte – sie roch nach ranzigem Haarfett, Pipi und saurem Schweiß. Und sie setzte sich ausgerechnet neben mich. Scheiße. Was für ein Tag.

Vielleicht sollte ich besser umkehren und mich ins Bett legen. Fenster auf,

Ein Sommertag

Luft herein, Tee aus frischer Minze kochen, braune Rohrohrzucker-Würfel aus Mauritius hineintauchen und das Ganze kühl stellen. Eine Runde lesen auf dem kleinen, feinen Balkon vielleicht, ab und zu aufschauen und mich am Grün des alten Walnussbaumes im bewachsenen, geräumigen Hinterhof erfreuen. Vielleicht würde mich auch das Eichhörnchen besuchen, natürlich mit angemessenem Sicherheitsabstand, schließlich hätte ich ja durchaus eine Abgesandte der lokalen Brat-die-Düsseldorfer-Eichhörnchen-Behörde sein können. Angesichts der Hitze beschlich mich die Befürchtung, das Eichhörnchen könnte eines Abends tatsächlich kross geröstet, mit kohlrabenschwarzem Fell auf dem zur Pfanne mutierten Wellblechdach der Werkstatt im Hof starr in den Himmel glotzen.



Derendorf 0:15 Uhr/9:45 Uhr

Hier in Derendorf
Mit Lassie-Hund unterwegs
Zur Bank und Hundefutter holen
Alle Ziele sind nah
Wohin ich auch gehe
Ein Schwätzchen mit
Der Nachbarin
Von gegenüber
Schenkt Geborgenheit
Ich setze mich in den neuen Tag
Und lasse mich treiben

Hanne Kath

Derendorf 0:15 Uhr

Nachts am Fenster
Schaue ich hinaus
Einzelne Lichter
In den Häusern gegenüber
Leuchten mir vertraut
Erinnern an
Meinen Adventskalender
Als ich neun war
Stumm und geduldig
Lehnen die Häuser aneinander
Die Nacht umarmt jedes Haus
Öffnet Türen und Herzen
Und erzählt wahre Märchen
Mond, altes Trostgesicht
Unter dem Kinderhimmel
Habe ich hier Heimat gefunden

Derendorf 9:45 Uhr

Es wird hell
Plötzlich kommt die Sonne
Durch die graue Wolkendecke
Trotz Schlechtwettermeldung
Wie ein Geschenk
Die braunen Blätter
Leuchten einmal noch golden
Und mein Schritt
Wird leicht und schneller

Der Gestank in der Bahn wirkte sich eindeutig negativ auf meine Gedankengänge aus. An der „Diskomeile“, der Haltestelle Ronsdorfer Straße, wechselte ich daher dann doch diskret den Sitzplatz. Ich dachte an meine stets bemerkenswert sozial gestimmte Arbeitskollegin. Die würde wohl in meiner Situation die sich vernachlässigende (oder auch vernachlässigte?) Dame ansprechen, Kontakt aufbauen und ihr später Unterstützung bei der Bewältigung der Schwierigkeiten des Alltags anbieten. Soweit war meine soziale Seite aber nicht gediehen. Obwohl mir die Alte leid tat. Ob sich jemand um sie kümmerte?

Dann dachte ich an Marie, die in der Stadt auf mich wartete, um erst mit mir am Rhein entlang zu schlendern und später mit einem Bier auf der Ratinger Straße den Hochsommer einzuleiten, bis es gegen 22 Uhr schließlich dunkel werden würde und wir uns entscheiden müssten – heim oder tanzen. Wenn wir denn so lange durchhielten. Das schwere, süße Parfum meiner neuen Sitznachbarin, das durch die Hitze tausendfach verstärkt meine Nasenflimmerhärschen entrüstete und nach meinen Kopfschmerzrezeptoren griff, ignorierte ich geflissentlich. Das Mädels, das diesen Geruch verbreitete, trug nur wenig mehr als ihr Parfum.

Auf der hohen Stirn meines Gegenübers bildeten sich Schweißperlen. Der Typ, der gerade ausstieg, hatte Schweißbränder groß wie Pizzateller unter den Achseln seines gelben Hemdes. Dafür sandte ein überaus attraktiver Mann in den Dreißigern in T-Shirt und Jeans einen betörend angenehmen Geruch herüber. Ich könnte ihn ja mal nach seinem Aftershave fragen, das roch echt umwerfend gut. Was er wohl benutzte? Ich überlegte, ob unter Sonnen- oder Hitzeeinwirkung Pheromone freigesetzt würden. Vielleicht lag das jetzt aber auch an meinen eigenen Hormonen? Im Geiste hörte ich ihn auf meine Frage nach seinem Aftershave mit einem verlegenen Grinsen antworten: „Aber ich habe gar nichts Duftendes benutzt. Ich bin Allergiker, verwende nur duftneutrale chemische Produkte. Und meinen Geruch findest Du also umwerfend. Das ist ja interessant ...“ Allein der Gedanke ließ mich erröten.

Ich packte meine Seifenblasen aus und pustete ein paar Exemplare durch die U 75. Jedenfalls in meiner Phantasie. Heinrich-Heine-Allee, Ausstieg bitte. Eng knubbelte sich die Menge sommerhungriger Städter an der Tür. Ich drückte mich an meine rechte Nachbarin, da links eine kühle, schwitzglitschige Hüfte meinen Arm gestreift hatte. Wem die gehörte, konnte ich in dem Gedränge halbnackter Leiber kaum ausmachen. Raus, puh. War ja fast so voll wie an den langen Samstagen vor Heiligabend.

Vor der Deutschen Bank an der Bolker Straße sah ich meine Freundin. Ich drückte sie, und wir marschierten glücklich lachend Richtung Rheintreppe, nicht ohne uns vorher bei Pia noch eine Kugel Joghurt-Eis mit Sahne zu kaufen. Flip-flop, Flip-flop – davon waren einige zu sehen und zu hören.

Am Rhein trafen sie sich alle, jedes Alter, jeder Geldbeutel, viele Nationalitäten. An der breiten Treppe saßen Söhne und Töchter besser situierter Eltern nicht weit von Obdachlosen, besoffenen Punks, Straßenmusikanten und allem, was dazwischen liegt. Auf dem Rhein schipperten einträchtig schwer beladene Binnenschiffahrtsdampfer neben ebenso schwer beladenen Ausflugschiffchen.

Ein Typ mit Dreadlocks war barfuß unterwegs. Ich schielte besorgt zu dem Pommes-Mayo-Gemisch, das sich dem Stadt-Indianer in den Weg gelegt hatte. Aber es bestand kein Grund zur Sorge: Obwohl er sich angeregt mit seinem Kumpel unterhielt, wich er der sinnlichen Erfahrung, in kalte, angesabberte Pommes zu treten, geschickt aus. Einige Inline-Skater hatten sich einen Parcours aus leeren Coladosen aufgebaut. Zip-zap, Zip-zap, glitten sie im schnellen, engen und weichen Slalomlauf durch die schmalen Lücken.

Paris Hilton hatte mal wieder eine Menge Doppelgängerinnen in Düsseldorf, wie im letzten Jahr. Die Sonne streichelte unsere Haut. An schädliche UV-Strahlung mochte niemand denken. Die Seele tanzte schließlich, was hatte die Haut da schon zu mosern? Wir entschieden uns, die Schafe auf der anderen Rheinseite zu besuchen.

Maja Hasse

TROC International – Europas führendes Second-Hand-Möbelhaus entdeckte ich an einer der Kreuzungen. Erstklassige Möbel aus zweiter Hand. Ich tauche ein in eine Welt, die vielleicht der hinter den viereckigen Fenstern in den rechteckigen Häusern gleicht. Viel zu große Couchgarnituren, Kleiderschränke, Küchen und sonstiges Jedöns. Muff und Kälte zu Preisen, die sich dem Niveau der vertrockneten Knoblauchzehe angeglichen haben. Der Süden in Düsseldorf, tief unten. Viel Grau. Graurath?

Tatjana Zschirnt

hat geöffnet. Ich schlendere auf und ab. Ich versuche, Garath-Zentrum zu mögen.

In der angenommenen Mitte türmt sich die Freizeitstätte Garath auf. Viele Konzerte und Veranstaltungen haben sie bekannt gemacht. An der Häuserwand entdeckte ich das Zitat von Heine. Schwarze Buchstaben auf Beton. Es waren wohl die Kulturbeflissenen und Änderungsrevolutionäre der 80er und 90er Jahre, die diese Worte dem Beton anvertrauten. „Abenteuerlich gebaut.“ Stimmt.

Einen von den Kulturbeflissenen kannte ich. Andreas. Stets bemüht, das beste Kulturprogramm Düsseldorfs zu bieten. Das hat er geschafft. Der Ruf der Freizeitstätte Garath steht heute noch für einen gewissen Anspruch. Ob sie den immer noch pflegt? Das allgegenwärtige Grau hängt auch über diesem Haus.

Ich folge den Menschen mit ihren Einkaufstüten. Sie verschwinden in den Häuserblocks, die unmittelbar hinter der Fußgängerzone beginnen. Rechteckige Häuser mit viereckigen Fenstern, in der Mitte, an der Seite, Türen, Eingänge und Namensschilder. Wie lebt es sich hier? Was machen die Menschen mit ihren Einkaufstüten in ihren Wohnungen? Packen sie alles aus und verlassen die Wohnung erst wieder, wenn sie etwas Neues benötigen?

Ich spüre Langeweile und Resignation. Das Leben bietet hier nicht sonderlich viele Möglichkeiten, die Kreativität und Individualität des Einzelnen zu erwecken.

Ich fahre mit dem Wagen durch Garath-S, Garath-W, Garath-O, die Straßen benannt nach überwiegend osteuropäischen Dichtern und Denkern. Überall das gleiche Bild. Langeweile. Rechteckige Häuser mit viereckigen Fenstern. Auch Reihenhäuseranlagen machen sich breit. Kinder spielen auf der Straße. Ein Bus fährt einen Rundparcours und endet an der S-Bahn-Haltestelle Garath.

hofgarten – ein schwan

heute wieder meine bahnen gezogen,
geschwommen, geschaut,
gefressen, verdaut,
den frauen hinterhergeschaut,
buntes gefieder und ganz schlanke nieder,
verträumte, kokette,
blasierte, ganz nette,
gestresste, betresste,
bekannte, bestellte,
versetzte, geprellte

capitale töchter.

Susanne Dickel

Barbarossa-Platz



Über den Barbarossa-Platz in Oberkassel sehen viele einfach hinweg. Die kleine, von Kirschlorbeer umfriedete Anlage mit ihren beiden Schalenbrunnen und den vier verspielten Tier- und Kinderfiguren hat nichts Spektakuläres oder kunsthistorisch Bedeutsames an sich. Im Sommer sitzen dort junge Frauen mit ihren Kindern auf den braunen Bänken, Rentner lesen Zeitung und manchmal sieht man Jugendliche miteinander rauchen. Für mich jedoch taucht dieser Platz in der Erinnerung immer in leuchtend warmen Sonnenschein,

in einen weiten Raum zum Herumlaufen und Klettern. Den steinernen Jungen, der auf dem Fisch hockte, mochte ich nicht. Er sah so zornig aus und schien den armen Fisch wütend anzubrüllen.

Die beiden anderen Figuren beachtete ich kaum. Mir hatte es nämlich die Schildkröte angetan. Rund und mächtig lag sie da in grauem Stein und forderte geradezu zum Hochklettern heraus. Aber ich war noch klein und das Podest, auf dem sie hockte, war stufig und steil. Ich rutschte ab, verlor die Balance und landete auf meinem Hinterteil. Lachte da jemand? Kam meine Mutter, um mir aufzuhelfen und mich zu trösten? Wahrscheinlich nicht. Sie brauchte selber Trost, denn mein Bruder Gerd, ein sechsjähriger, quirliger, freundlicher Junge, war ein Jahr zuvor gestorben.

Hier aber auf dem für mich damals riesigen Barbarossa-Platz gab es nur

schauen auf mich und meine Beine in Rock und Stiefel. Ich meine, sie „Was macht die denn hier?“ denken zu hören. Ich bin erkannt! Ich gehöre nicht dazu. Ich bin neu. Ich komme aus einer anderen Stadt?

Als Erstes steuere ich den Buchladen an. Sichte die Auswahl. Nicht groß, die üblichen Bestseller, viele Kochbücher und Ratgeber, die uns immer wieder vorgaukeln, wir seien ein denkendes und lesendes Volk. Ich kaufe den Roman „Die Wanderhure“ und fühle mich dabei fremd und unerklärlich.

In der Bäckerei duzt man sich. „Ach, gib mir doch lieber dat Helle, am besten gleich geschnitten.“ Ich bestelle ein Roggen und dazu zwei Marzipanschweinchen. Ist ja bald Neujahr.

Im Drogeriemarkt trifft sich alles, was in Garath kommunizieren möchte. Hier ist man unter sich. Natürlich nur Frauen. Alle reden miteinander. Auch hier fühle ich mich wie ein Fremdkörper. Aldi und Lidl steuere ich nicht an. Ich hab ja alles. Aber vielleicht noch ein bisschen Gemüse, vom Türken. Nein. Sieht alles zu schrottig aus. Nicht einen Euro würde ich für diese eine trockene Knoblauchzehe bezahlen. Das ist wahrlich zu viel. Vielleicht müsste ich handeln. Aber die kennen mich doch gar nicht hier im Grau.

Das Modeangebot ist übersichtlich, eben das, was KiK und kleine Shops vorhalten. Wer nie aus diesem Stadtteil herauskommt, trägt wohl das, was es hier gibt: Polyester und Nylon. Als Letztes steuere ich den Tabakwarenladen an, der eine imposante Auswahl an Horoskop-Gazetten vorhält. Ich kaufe nicht meine Zigarettenmarke NIL, die gibt es nicht. Ich kaufe die „Astro-Show“ und ein Paket „Bleigießen“.

Nach den Einkäufen betrachte ich die Häuser. Um mich herum türmt sich Beton in verschiedenen Pastellfarben. Alles ist eckig. Alles ist schnell. Alles wurde einfach so hingestellt. Alles hier ist nicht schön. Alles hier ist einfach so.

Ein Café zum Innehalten und Rauchen gibt es nicht. Obwohl: Die Gelateria

Ich parke auf dem Parkplatz Garath-Zentrum. Eine Parkscheibe wird verlangt, nicht ein entgeltpflichtiger Parkschein. Ich erinnere mich, dass ich diese durch meine langjährige Mitgliedschaft im ADAC mein Eigen nenne, und so kommt sie erstmals zum Einsatz.



Ich steuere die Fußgängerzone an und schaue auf Geschäfte und Menschen. Zunächst betrachte ich die vorbeilaufenden Menschen. Sie blicken grau. Sie wirken grau. Sie haben Grau. Der Himmel ist grau, und da es leise anfängt zu nieseln, wirkt alles noch grauer. Die Männer tragen Trainingsanzüge und erledigen ihre Angelegenheiten. Die jungen Frauen sind überwiegend wasserstoffblond gefärbt und schieben Kinderwagen vor sich her. Sie tragen weiße Mäntel. Die älteren Menschen schauen resigniert, schütteln den Kopf und denken wohl, dass früher alles anders war. Die Menschen dazwischen

Spielfreude: Spritzen mit Brunnenwasser, die Hände und Füße in die weiche Kühle hineinhalten und, wenn ein starker Windstoß kam, eine kalte Dusche abbekommen. Das anschließende vielstimmige, freudige Gekreisich ließ die Steinfiguren klirren.

Manchmal schubsten mich große Jungen beiseite und waren eins, zwei, drei oben, saßen mit gespreizten Beinen auf dem Schildkrötenpanzer und brachen in Triumphgeheul aus. Wenn dann eine ängstliche Mutter vor ihnen stand und sie anflehte, doch wieder herunterzukommen, erntete sie nur abweisende Blicke. Oben auf dem Panzer war man Herr seiner selbst, unbesiegt und für pädagogische Übergriffe unerreichbar. Wie beneidete ich diese Jungen, die scheinbar mühelos alle Barrieren überwandten!

Trotzdem versuchte ich es immer wieder. Die stufigen Formationen wurden meinen Füßen immer vertrauter, meine Hände erinnerten sich an Vorsprünge, an denen sie Halt fanden. Und eines Tages war es soweit: Mit dem Einsatz all meiner Kraft und Geschicklichkeit robbte ich mich nach oben und schaffte es. Irgendwie saß ich nicht ganz gerade, aber trotzdem lag mir auf meinem Schildkrötenhügel die Welt zu Füßen.

Gerhild Pothmann-Brebeck

Haus der Jugend

Anna spricht zu Elsa:
„Wat machste denn jetzt so?“
Elsa dann zu Anna:
„Ich bin jetzt alt und froh.“

Trudchen nimmt die Elsa
ganz feste an die Hand:
„Weite noch, der Heinrich,
wie schön der dich einst fand?“

Elsa strahlt und funkelt,
denkt an Heinrich lang.
„N, der kluge Heinrich,
ich hr´ noch sein´ Gesang.“

Anna mcht´ auch schwelgen,
weit nur so recht nicht, wie,
stellt ´nen Fuß nach vorne,
sagt: „Dat glaubt ihr nie!“

Elsa und auch Trudchen
ganz neugierig jetzt sind,
gucken auf die Anna:
„Los, erzähl´ geschwind!“

Die Anna, ganz ´ne Schlaue,
tut sehr geheimnisvoll.
„Ich weit nicht, soll ich´s sagen,
die Kamelle ist schon oll.“

Christine Frenz

Elsa murmelt leise:
„Nun fang´ schon endlich an,
so wie ich dich kenne,
geht´s doch nur um ´nen Mann.“

Und Anna, ganz versunken,
beginnt ihre Geschicht´:
„Es war im Haus der Jugend,
im Tanzsaal brannte Licht.

Die Mädchen, schön gekleidet,
die Jungs im Anzug gar,
und die Kapelle spielte,
als wr´ der Krieg nicht da.“

Trudchen schaut ganz glücklich,
auch sie erinnert sich,
der Walzer, den sie tanzte,
keinem anderen je glich.

Anna lächelt leise:
„Dann kam der Ernst herein,
er bracht´ mir eine Rose
im strahlenden Lsterschein.“

Wir tanzten bis zum Morgen,
es war, als schwebten wir,
den Ernst sah ich nie wieder
im Haus der Jugend hier.“

TROC International – Garath – Graurath?

„Auch die Stadt selbst ist abenteuerlich gebaut und wundersam wird einem zu Sinn beim ersten Anblick dieser urtümlichen Häuser mit ihren verblichenen Freskos, mit ihren zerbröckelten Heiligenbildern, mit ihren Türmchen, Erkern, Gitterfensterchen und jenen hervorstehenden Giebeln die estradenartig auf grauen altersschwachen Pfeilern ruhen.“

(Heinrich Heine)

Samstag, 29. Dezember 2007, 12:15 Uhr: Vor rund 200 Jahren schrieb Heinrich Heine diese Zeilen über Düsseldorf. Ich befinde mich in eben dieser Stadt. Im heute fast südlichsten Stadtteil. In Garath.



Der Garather Einzelhandel verbucht bereits Umsatzrekorde, denn das Monsterinsekt entwickelt sich zum Publikumsmagneten. Parallel explodieren die Mietpreise im einst verpönten Wohnort. Menschen aus Werbung, Mode und Finanzen drängen nach Garath. Sie finden die neue alte Hochstraße „irgendwie hip“.

Die Marschrichtung für die Zukunft ist eingeschlagen. „Wir bewerben uns um den Status eines Weltkulturerbes“, kündigte der Baudezernent an, „denn nirgendwo sonst finden Sie eine so unverfälschte Architektur aus Stahl- und Spannbeton aus der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts.“

Natalie Broscheid



Foto mit freundlicher Genehmigung von Hubert Gloss (Michel & Co.)

Düsseldorfer Robinsonade

Als ich aus der Tür trat, hatte es zu schneien begonnen. Schön, dachte ich. So hatte es seit Ewigkeiten nicht mehr geschneit.

Meine Vernunft drückte ihre Tasche fester unter den Arm und ging, wie sie es um diese Stunde gewohnt war, nach links. Ich hingegen wandte mich nach rechts, trat als Allererster – so muß es sein – auf die dünne, unberührte Schneeschicht und hinterließ mit jedem Schritt einen sauberen Abdruck meines Sohlenprofils auf dem Bürgersteig der Feuerbachstraße. Sollte der Schneefall andauern, würde der Abdruck bald verschwunden sein.

Schnee bringt Ruhe in die Stadt. An diesem Tage besonders. An diesem Tage anders.

Erst in dem Augenblick, da ich an der sonst zu jeder Stunde stark befahrenen Kreuzung stand, merkte ich, daß ich alleine war. Kein Auto drängte, vom Autobahnzubringer kommend, in die Stadt, niemand stand an der Ampel, um endlich auf die andere Seite gelangen zu können. Mein Stadtteil war menschenleer. Und nicht nur menschenleer. Alle Autos waren fort. So, als hätte ich einen Aufruf zur vollständigen Evakuierung Düsseldorfs verschlafen. Kein parkendes, kein fahrendes Auto. Kein Salz auf der Straße. Nichts, was den städtischen Schnee innerhalb weniger Minuten in den schmutzig-graubraunen Matsch verwandelte, der unter den Kotflügeln der Autos klebte und den Hosensaum bei jedem Schritt mehr und mehr durchnäßte. Nicht einmal Möwen, die krächzenden Wintergäste dieser Kreuzung, saßen wie sonst in diesen Monaten streitend und kackend auf ihren Laternenmasten.

Nun kam mir das Bild bekannt vor. Romane, Filme beschäftigten sich gern mit solchen Situationen. Ein Robinson, plötzlich allein auf der Welt, sollte sich als einziger Überlebender einer Apokalypse in einer ungewohnten Welt zurechtfinden. Natur griff um sich, Technik war nur noch in primitivsten Formen praktikabel. Und meist, an einem Punkt der Geschichte, gingen den Autoren die Ideen aus, wie auch die geplünderten Konservendosen begrenzte

innenstädtische Realität einem Nachkriegsverbrechen aus Beton. Eine Hochstraße, brutal zwischen die Häuser gerammt, auf dass der Verkehrsfluss nie versiege. Dem Stau und Stillstand keine Chance! Freie Fahrt für freie Bürger!

Schon zu Beginn des Jahrtausends hatte der Stadtrat beschlossen, dass es eine attraktivere Lösung geben müsse. Der Tausendfüßler sollte weg. Das rief flugs Protestler auf den Plan, die in der Tristesse des vielbeinigen Straßentiers ein Wahrzeichen der Stadt zu entdecken glaubten. 150.000 Unterschriften gegen den Abriss zeugten vom Geschmack, vielleicht aber auch von der Bodenständigkeit der Landeshauptstädter. Was sie einmal haben, lassen sie ungern los. So wie den Kurfürsten Erwin. Der verkündete im vergangenen April, dass die Autohochstraße erhalten bleibe – allerdings nicht an ihrem angestammten Platz.

Bis Juni konnten sich alle Stadtteile als neue Standorte für den Tausendfüßler bewerben. Den Zuschlag erhielt schließlich Garath („Beton ist unser Markenzeichen“), da sich – so die Meinung der Jury – „die Hochstraße in das architektonische Gesamtwerk einfügt und es zu einem geschlossenen Ensemble ergänzt.“

Im November war es dann so weit: Schwerlasttransporter brachten die 21 Ypsilon-förmigen Träger und den kolossalen Überbau in den Düsseldorfer Süden. Finanziert wurde der Transfer mit Geldern aus dem EU-Kulturfonds und Spenden. Die Bürgerinitiative „Rettet den Tausendfüßler“ hatte fürs Betontier gesammelt.

Seit Ende des Jahres windet sich der Tausendfüßler nun durch die Garather Fußgängerzone zwischen Heinrich-Ehler- und Schumacherstraße. Ganz so grau, wie er sich bisher präsentierte, wird er jedoch nicht bleiben: Im kommenden Sommer soll der „Graffiti-Worldcup 2009“ Sprayer aus der ganzen Welt anziehen. Die dürfen ihre Kreativität unten an den Säulen ausleben. Oben auf der Rampe sollen schon im Frühjahr zahlreiche Straßencafés eröffnen.

Jahresrückblick 2008
Düsseldorfer Artenschutz: Die Rettung des Tausendfüßlers

Liebevoll hüten die Kaiserswerther die letzten Steine ihrer Kaiserpfalz. Die Niederkasseler retteten mit großem Engagement ihre Fachwerkhäuser aus dem 17. Jahrhundert ins Jetzt: Immer wieder fanden sich in der Geschichte Düsseldorfs eifrige Fürsprecher für die zahlreichen Baudenkmäler der Stadt.



Eine architektonische Leistung ganz anderer Ästhetik stand dagegen 2008 im Interesse empörter Bewahrer. Es ging um nichts Geringeres als die Rettung des Tausendfüßlers. Klingt der Name noch putzig, glich die

Haltbarkeit aufwiesen, da fand der Held dann doch noch eine – zur Gründung einer neuen Menschheit erforderliche – weibliche Heldin oder gar eine versprengte Gruppe überlebender Exemplare seiner Spezies. Gern verlor sich die Geschichte auch in unerträgliche Esoterik, Religiosität oder Zombieaction.

Zwar kam mir die Erinnerung an solche Phantasien in den Sinn, doch waren sie mir im Grunde egal. Furcht spürte ich überraschenderweise nicht. Es überwog ein Gefühl der Entspannung. Zu friedlich war alles.

Ich folgte der Corneliusstraße in die Innenstadt. Eben, weiter als sonst und unberührt lag die Fahrbahn zwischen hohen Häuserreihen da. Diese weiße Schlucht sollte jene sein, die aufgrund ihrer Feinstaubbelastung einst sogar die überregionalen Medien erregte? Die Straßenbahnschienen waren unter dem Schnee verschwunden und ich zog mit meinen Schritten eine halbe Diagonale bis zur Mitte der Straße. Ich ging dort, wo der Aufenthalt sonst lebensgefährlich war. Genau zwischen den verborgenen Schienen. Ich sah hinauf. Kein Licht erhellte auch nur eine Wohnung. Die Reklameschilder waren unbeleuchtet. Ampeln und Laternen hatten dienstfrei. Hätte ich eine Kamera dabeigehabt, wäre das Foto einem Negativ gleichgekommen. Der Himmel dunkel, die Häuser dunkel, die Straße vom Schnee erhellt.

Die Schneedecke wies inzwischen eine für diese Region ungewöhnliche Dicke von ungefähr zehn Zentimetern auf. Angenehmer Pulverschnee, der sich mit einem simulierten Torschuß zur Wolke aufwirbeln ließ. Ein wohliges Gefühl durchzog mich. Die Kälte war erträglich, im Grunde nicht zu spüren. Ich schritt alleine durch meine Stadt. Denn wem außer mir sollte die Stadt an einem solchen Tag gehören? Vielleicht gehörte mir die ganze Welt. Mein Übermut wuchs.

Am Ende der geraden Corneliusstraße machte ich einen leichten Linksschwenk und bog in die Berliner Allee ein. So, als wäre ich doch noch auf ein weiteres Lebewesen gestoßen, ging ich auf den seit Ewigkeiten gen Osten schreitenden Berliner Bären zu. Zum ersten Mal in meinem Leben berührte ich ihn,

erhöhte seinen natürlichen Hut aus Schnee um ein weiteres kleines Stückchen, ohne daß er sich wehrte. Er, der in der Haltung eines Schlafwandlers – war es eine Fluchtbewegung? – wie ein böse gequälter Zirkustanzbär auf seinen Hinterbeinen inmitten stinkender Abgase versteinerte. Ich ließ ihn zurück.



Die Berliner Allee, eine künstliche Schneise durch die Stadt. Durch die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges ermöglicht, parallel zur Königsallee geführt, sollte sie einst einen lebhaften, modernen Boulevard darstellen. Lärmend machte sie der Verkehr, doch lebhaft wurde sie nie. Ein kurzes Lebenszeichen hatte sie vor den Eingängen des einen Kaufhauses und der zwei Kinos abgegeben. Die Kinos hatte man vor einigen Jahren geschlossen. Flaniert wurde weiterhin auf der Kö.

Gartenanlagen.

Durchaus sehenswert ist die Kiefernstraße mit ihren bunt gestalteten Häuserfassaden. Diese Häuser waren lange Zeit besetzt. Mittlerweile haben Stadt und Bewohner zusammengefunden und es gibt reguläre Mietverträge. Nach dem Untergang der Stahlindustrie existieren kaum noch Bauten, die an die Blütezeit erinnern. Ausnahme sind das zakk, das Tor 3 und das Stahlwerk – alles alte Fabrikhallen, die heute für kulturelle Veranstaltungen genutzt werden.

In den 1990er Jahren hatte dieser Stadtteil schwere Zeiten hinter sich, die den Verlust der dort ansässigen Einzelhandelsgeschäfte mit sich brachten. Grund dafür war der Bau der U-Bahn mit der anschließenden Sanierung der Kölner Straße. Lange Zeit war Oberbilk eine riesige Baustelle. Die Kölner Straße lockte keine Kunden mehr und es drohte die Verelendung.

Das russische Handelszentrum, vor 15 Jahren gebaut, erfüllte nicht wirklich seinen geplanten Zweck. Es dient heute der Vermietung von Büroraum, u. a. für Anwälte, die sich mit Blick auf den Neubau des Landgerichtes dort ansiedeln. Aber auch Restaurants, Versicherungen und andere Dienstleister mieten sich dort ein. Es tut sich jetzt viel in Oberbilk, an vielen Stellen wird neu gebaut und man lockt zahlungskräftige Mieter. Das hat leider auch zur Folge, dass Relikte aus dieser Zeit, wie urige Kneipen, Kioske oder baulich interessante Häuser, abgerissen werden.

Wohl in keinem anderen Stadtteil von Düsseldorf ist der Gegensatz zwischen der alten und der neuen Welt größer als in Oberbilk.

Dorothee Dodenhöft

Familie aus dieser Zeit war u. a. die Familie Poensgen, die sich mit einer ganzen Sippe dort niederließ.

Hauptsächlich die Stahlindustrie prägte fortan das Bild dieses Vorortes. Der Zuzug von zunächst belgischen Facharbeitern, später auch Arbeitern aus der Eifel, führte dazu, dass die Großindustriellen Wohnungen für die Beschäftigten bauten, die man heute z. B. noch auf der Mindener Straße oder der Eisenstraße findet. Auch die Eisenbahnlinien findet man heute noch und zum Teil werden sie sogar noch genutzt, allerdings nur für den Güterverkehr. Viele Straßennamen wie Stahlstraße, Eisenstraße, Industriestraße, aber auch Siemensstraße und Kruppstraße, zeugen noch heute von der Industriegeschichte.

Mit Recht kann gesagt werden, dass Oberbilk sich zu einem wohlhabenden Standort entwickelte. Aus dieser Zeit stammen auch die Anfänge der Arbeiterbewegung in Düsseldorf. Die Arbeiter wurden klassenbewusster und begannen sich zu organisieren.

Es gab einen regen Wandel, doch die Menschen blieben nicht lange dort wohnen. Jeder kam irgendwie irgendwo her, nur nicht aus Oberbilk. Die Menschen waren und sind dennoch sehr mit ihrem Stadtteil verbunden und fühlten sich lange nicht zu Düsseldorf gehörig. Diese Trennung spiegelte sich auch in der Tatsache wider, dass der Hauptbahnhof in jüngster Zeit einen Hinterausgang auf der Oberbilker Seite bekam.

Die wohl wichtigste Straße war und ist die Kölner Straße. Von hier aus erstreckten sich Werksanlagen bis hin zum Worringer Platz. Jedoch sind diese heute so gut wie verschwunden. Dennoch, für viele war und ist die Kölner Straße der Lebensmittelpunkt, was Einkauf und das tägliche Leben betrifft. Es gibt Menschen in Oberbilk, die schon zehn Jahre nicht mehr in Düsseldorf waren, weil sie in ihrem Stadtteil alles vorfinden, was sie zum Leben brauchen. Wer genau hinschaut, findet Ecken, die durchaus mit Liebe gestaltet wurden und dem Stadtteil an vielen Stellen einen gewissen Charme verleihen. Im Liefeld findet man Kleinindustrielle wie Schrotthändler, kleine Autowerkstätten, Abschleppdienste, aber auch liebevoll gestaltete

Leblos breitete sich die Berliner Allee auch heute vor mir aus. Sie hatte sich kaum verändert und ich stand schnell auf ihrer Kreuzung mit der Steinstraße. Links die Johanneskirche, rechts metallisch glänzend die sich übereinanderschiebenden Packeisplatten des Brunnens auf dem Platz der Deutschen Einheit. Doch vor mir, zwischen dichten, den Pulverschnee immer wieder abschüttelnden Bambusreihen verborgen, forderte mich eine Steigung heraus.

Die Rampe der Tausendfüßler genannten Hochstraße.

Hätte ich doch einen Schlitten dabei! Schnee und Gefälle!

Kindheitserinnerungen. Die stete Hoffnung, der morgendliche Schnee möge auch noch nach Schulschluß liegen. Als ich klein war, ging es dann in den Volksgarten. Später, als wir von Oberbilk nach Holthausen umgezogen waren, in den Heye-Park. In beiden Parks, das ließ mich irgendwann an der offiziellen Gültigkeit ihrer Namen zweifeln, hießen die von einem Erwachsenen im Sommer kaum wahrgenommenen Hänge Teufelsberg oder Todeshang.

An diesem Hang des Tausendfüßlers würde man eine enorme Geschwindigkeit entwickeln können, und kein Zaun, keine Mauer und kein Baum würde ein Bremsen erforderlich machen.

Sollte der Zustand der Welt bis dahin so bleiben, würde ich am Nachmittag in eines meiner bevorzugten Sportgeschäfte oder Kaufhäuser eindringen. Ich würde mir den besten Schlitten nehmen.

Als es noch Autos gegeben hatte, war ich gern über diese Hochstraße gefahren. Mit dem eigenen Auto, auch gern gemeinsam mit erstaunt blickenden Gästen, meist jedoch im viel zu schnell fahrenden Bus. Da nur eine Richtung erlaubt gewesen war, ging die Fahrt immer aus der entgegengesetzten Richtung, meinem heutigen Fußweg entgegen.

Ich schaute in die erste Etage eines Warenhauses. Keine Verkäuferinnen, keine Kunden. Textilien, für die sich niemand interessierte. Ohne Menschen

gab es also noch Sonntage.

Ich wechselte mehrmals die Seiten, schaute mal in die eine Schlucht der Schadowstraße in Richtung Wehrhahn und mal in die andere. Hätte man nicht begonnen, das abgerissene Eckhaus am Ende wieder aufzubauen, hätte ich die Königsallee sehen können. – Also weiter.

Der Gründgensplatz. Die gleichmäßig weiße Fläche ließ ihn weniger trist als sonst erscheinen. Seiner Aufgabe als Trichter des Gullys in seiner Mitte war er enthoben. Endlich kam er seiner Bestimmung als Vorplatz eines weichen Eisberges nach, bildete in Form und Farbe eine Einheit mit dem Schauspielhaus. Daneben, halb vor mir, das Dreischiebenhochhaus. Mehr Skulptur als Gebäude, jetzt frei vom elenden Zwang einer Nutzung.

Ich war am nördlichen Ende des Tausendfüßlers angekommen, und mir fehlte wieder der Schlitten. Da aber der Schnee, inzwischen wohl fünfzehn Zentimeter hoch, noch immer locker, nicht angetaut und wieder festgefroren war, konnte ich die Rampenpiste mit normalem Schritt hinabschreiten.

Unten machte ich eine Kehrtwendung und schwenkte kurz danach am äußersten Rand des Jan-Wellem-Platzes nach rechts. Der Teich des Hofgartens, die Landskrone, lag still da. Keine weißen und keine schwarzen Schwäne, keine Gänse und keine Enten sorgten wie sonst für eine hoffnungslose Überdüngung des Wassers. Das Ufer war frei von Futterresten, Vogel- und Hundekot. Zumindest oberflächlich.

Kurz überlegte ich, mich ins Parkhotel einzuquartieren. Aber nichts und niemand hatte mich zu drängen. Lieber wollte ich kurz in die Altstadt schauen, auf den Rhein und dann den Heimweg antreten, Pläne schmieden, denn es gab für einen Robinson in Düsseldorf noch viel zu tun. Was, das wußte ich nicht genau. Also nahm ich entlang der Elberfelder Straße Kurs auf die Altstadt.

Als die Bolkerstraße friedlich wie nie vor mir lag, mußte ich mich plötzlich beeilen. Ausgerechnet die Sauberkeit und Stille der sonst von Alkohol,

Oberbilk



War Oberbilk Mitte des 19. Jahrhunderts noch eine Ansammlung weniger Häuser auf sandigem, unfruchtbarem Boden, so brachte der Bau der Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn aufgrund des erhöhten Frachtaufkommens der Textilindustrie im Bergischen Land eine Wandlung. Kurz nach dem Bau der ersten Eisenbahnstrecke in Nürnberg präsentierte Düsseldorf seinen ersten Bahnhof, damals noch am Graf-Adolf-Platz. Schnell entstand das sogenannte „Gleisdreieck“.

Belgische Großindustrielle fanden allein schon aufgrund des billigen Baulandes schnell Interesse und siedelten dort. Aus Oberbilk wurde ein bedeutender Industriestandort mit modernsten Verkehrswegen, der sich rasant entwickelte und später Industrielle der Eisenindustrie aus der Eifel anzog. Eine bedeutende

Urdenbacher Kämpe

Wellen rollen auf das Ufer zu. Verlieren sich glucksend in den Molen, knistern über den Kies und tausend Muschelschalen, die das letzte Hochwasser liegen ließ. Denn jeden Tag zieht der Rhein seine Uferlinie neu. Mal stehen die Weiden bis zur Krone im Wasser, dann gibt der Strom wieder lauschige Plätze zum Verweilen frei.

Wo das Ufer sandig ist, hocken Schwarzpappeln beieinander und krallen ihre Wurzeln in den Sand. Jahr für Jahr spült der Fluss ein wenig Boden unter ihnen weg – inzwischen fehlt ein ganzer Meter. Es sieht aus, als balancierten die Pappeln auf Zehenspitzen.

Viele Besuche des Rheins haben die Urdenbacher Kämpe fett gemacht. Saftig wächst das Gras, wuchern Hahnenfuß und Wiesenschaumkraut. Darüber liegt schwer die Luft, vollgesogen von Blütenduft und Sonne. Träge taumelt ein Schmetterling zwischen Futterwicke und Rotem Wiesenklee vorbei.

Im Schatten der Bäume mischt sich der Geruch von Moos in die Sommerluft und – hoppla! Da hat auch der Rhein beim letzten Hochwasser seine modrige Duftmarke hinterlassen.

Das Paradies? Nein, ein Geheimgipfel ist das Naturschutzgebiet im Düsseldorfer Süden nicht. Bei gutem Wetter kommen die Menschen gerne her. Grillen, lesen oder knutschen, baden im bisweilen kümmerlichen Rinnsal des Rheins. Bringen Radio, Sonnensegel und Zelte mit. Hinterlassen Müll. Aufräumen wird erst die nächste Flut ...

Natalie Broscheid

grölenden Mallorca-Partygängern und Fastfood dominierten Kneipenzone störte mein Behagen.

Ich fragte mich, ob mir die Freiheit der Entscheidung genommen war, auf diese Art der Unterhaltung zu verzichten. War es nicht auch etwas Angenehmes, in einer Stadt Bezirke zu kennen, auf die man je nach Stimmungslage gern verzichtete oder sich einließ? War meine Stadt ausgerechnet hier und jetzt ärmer geworden? Welchen Sinn hat die Schönheit, wenn die Häßlichkeit verschwunden ist?

Es drängte mich zum Rhein, ich wollte mich nicht mit üblen Gedanken belasten, bog rechts ab, überquerte den leicht ansteigenden Burgplatz und sah zu meiner Erleichterung den Rhein noch fließen. Ich atmete tief durch.

Wenn ich tatsächlich das einzige Lebewesen meiner Stadt war und wenn dieser Fluß die Stadt weiterhin durchströmte, dann blieb Düsseldorf am Leben. Wenn eines dieser Elemente starb oder versiegte, wo bliebe dann die Stadt? – Gut, daß mir niemand beim Denken zuhören konnte. Müßte ich solche Sätze lesen, würde ich das Buch wahrscheinlich angewidert schließen. Aber wer außer mir sollte noch Bücher schreiben und hinterher lesen?

Rheinaufwärts drängte es mich am Mannesmannufer entlang, am natürlich ausgestorbenen Landtag und dem Rheinturm vorbei in den Hafen. Dieser sogenannte Medienhafen hatte sich kaum verändert. Wie an einem normalen Wochentagsvormittag wirkte er auf den ersten Blick ausgestorben – jetzt war er es auch auf den zweiten. Mit wenigen ansehnlichen Gipfeln war der Hafen eine schroffe, abweisende Felsenlandschaft. Nicht für den Menschen geschaffen.

Meine Schritte wurden im noch immer pulvrigen, inzwischen aber mindestens zwanzig Zentimeter tiefen Schnee schwerer, doch nicht langsamer. Von Unterbilk, entlang der Gladbacher Straße, die nur, weil sich die klotzige Bilkker Kirche in den Weg stellte, zur Bilkker Allee wurde, ging ich nach Bilk. Ich hätte mir aus einem Supermarkt etwas zu Essen besorgen können. Wer

weiß, wie viel Schnee am nächsten Tag liegen und meine Besorgungen erschweren würde? Nein, lieber wollte ich schnell nach Hause. Vermutlich würde die abtauende Gefrierbox längst einen See in meiner Küche verursacht haben.

Ein kurzes Stück Corneliusstraße, die kurz vor dem Abbiegen in meine Straße für rund hundert Meter Erasmusstraße genannt wurde, hatte ich noch zu gehen. Dahinter wurde sie für weitere hundert Meter zur Mecum- und dann auch noch zur Witzelstraße. – Ich nahm mir vor, spätestens im Sommer etwas Ordnung in meine Stadt bringen. Straßen sollten den Namen auf ihrer vollen Länge tragen und ihn nicht ständig wechseln. Der Mensch braucht eine Aufgabe.

Alle meine Spuren von vorhin waren wie erwartet längst mit Neuschnee aufgefüllt, verschwunden. Wieder waren meine Spuren die ersten. Die ersten in der ganzen Stadt. Und irgendwann würden sie die letzten sein.

An meiner Haustüre angekommen, zog ich nicht den Schlüssel hervor. Nein, anstatt die Tür zu öffnen, drehte ich mich auf der Stelle um ...
... drückte meine Tasche fester unter den Arm ...
... ging nach links ...
... sagte der Nachbarin und ihrer kleinen Tochter „guten Morgen“ ...
... und ein viel zu schnell vorbeifahrendes Auto spritzte einen Schwall schmutzigen Matschwassers an mein Hosenbein.
„Das wird böse Salzränder geben“, sagte ich mir.

Dirk Jürgensen

Träume von weißer,
unberührter Weite.

Andererseits
würde ich gerne
ein Weltenbummler sein,
der die hässliche Winterzeit
in heißer Wüste verbringt.

Wahr ist,
dass ich mir wirklich wünsche,
bei Hochnebel und Nieselregen
möglichst weit weg von
Düsseldorf zu sein.

Doris Dams

Vor dem Gut Papendelle
winseln Wachhunde.
Wiehernde Pferde werden
auf die Weide geführt.
Am Fischweiher
wacht ein Reiher.

Violett-rosa färbt sich der Himmel
Wundersame Abendwelt
Wolkenfetzen wie Watte
Weiß und fahl glänzt der Mond.

Weit im Westen ist
die weich gezeichnete Silhouette
der Großstadt zu sehen.

Wankelmütige Wetterlage
Brausende Wirbelstürme
Wechselbad der Gefühle
Widersprüchliche Wehleidigkeit.

Einerseits
verspüre ich
den Wunsch nach Schnee.

[EIN AKUSTISCHER SPAZIERGANG DURCH UNTERBILK]

I. Balker Allee

Vor-bei-am-grü-nen-Flo-ra-park
Geh'-ich-Dich-ent-lang
Und-bis-zum-tra-shy-Pen-ny-Markt
Er-klin-ge-mein-Ge-sang

St.-Mar-tin-in-der-Fer-ne¹
in Wirklichkeit eher braun als grau.
Fa-ta-Mor-ga-na,-grau
Bau-sün-de-der-Mo-der-ne
Nebst-klei-nem-Ta-xi-stau

2. Friedensplätzchen

Hier-im-Reich-des-lan-gen-Glieds²
Hier-wis-pert's-ganz-ge-scheit
Ein-Hoch-dem-bür-ger-li-chen-Mief
Der-Selbst-ge-rech-tig-keit

Zum-Wo-chen-markt-versam-melt-sich
Die-Möch-te-gern-Bo-hème
Zum-Teu-fel-mit-Euch,-rau-ne-ich
Und-herz-haft-dann-ich-gäh'n'

3. Lorettostraße

Vi-sio-nen-von-Zwei-tau-send-eins³
Be-schlei-chen-mich-auf-Dir

Ein-Kö-nig-oh-ne-Schloss,-so-scheint's
Ver-armt-im-Jetzt-und-Hier

Ich-wand-le-bis-zum-Jür-gens-platz
Und-bli-cke-mich-nicht-um
In-mit-ten-Dei-ner-stil-len-Pracht
Blei-be-ich-ganz-stumm

– Björn Bosserhoff –

Winter-Blues

Widerliches Winterwetter von
Wersten bis nach Wuppertal.

Wolkenverhangener Himmel
Winzige Regentropfen
Wirbelnde Wasserflut
an den Düssel-Wehren.

Wir wandern in Regentiefeln,
Wendjacke und Wollmütze
über wabbelige Wiesen
und graue Wasserpfützen.

Sturm peitscht Wogen von Wellen
über den Unterbacher See
Wasservögel waten ans Ufer
Weißgänse flattern in die Höhe.

Welke Blätter, wurmstichige Äste
Wildkräuter wuchern im Windschatten
Im Morgengrauen sind wilde Rehe
am Waldesrand zu sehen.

¹ Aka „Bilker Kirche“, erbaut 1893/94 (ergo, mit etwas gutem Willen, vor-modern), in Wirklichkeit eher braun als grau.

² Anspielung auf das Café Modigliani, benannt nach dem Maler Amadeo M. (1884–1920), für dessen Kunst unnatürlich lang gestreckte Körperformen bekanntlich charakteristisch sind.

Autobiographischer Bezug:

³ Der Verfasser wohnte 2001/02 auf der nahe gelegenen Düsselstraße, wo er in latent größenwahnsinniger Stimmung das Gelegenheitsgedicht „König der Lo“ schrieb.

fahren an mir vorbei. Langsam kommt Bewegung in die Geistersiedlung. Ich höre ein Radio dudeln, ein älteres Ehepaar schlendert mir entgegen. Sie sehen nach Sonntagsspaziergang aus. Kein Wunder, die Sonne und Temperaturen um 7 Grad locken. Aber die Straßen bleiben einsam. Nicht ein Auto fährt an mir vorbei.

Wieder am Einkaufszentrum angekommen, fällt mein Blick auf ein Plakat. Ich muss lachen.

Es gibt Hellerhofer Heimathonig. Gelungene Alliteration. Und Spezialitäten. Da bin ich aber mal gespannt. Heringsrollmöpse schlesisch mit Kirschen oder Pflaumen, das Bild steht mir sofort vor Augen. Hier wird der Tagespreis noch mit einem scharfen ß geschrieben.

Genau so ist Hellerhof: Heringsrollmops mit Pflaumen zum Tagespreis von 2 Euro 90. Totes Land mit bunten Graffiti.

Mechthilde Vahsen23

Rückblick Düsseldorf 2008

Warenkorb
Investitionen
Nervennahrung
teuer, teuer, teuer
Euros
reduziert

Hamm
erntet
Runkelrüben
bis
siebentausend
Tonnen

Sommersonnenwende
obligatorisch
mit
Medienrummel
endet
rasant

fiftyfifty
ruft
übermütig
Helft
Leute
investiert
nur so
geht's

Christine Frenz



Totes Land

Geh da mal gucken, an diesem S-Bahnhof, da sind nur gewalttätige Jugendliche. Hellerhof hat die höchste Quote der Stadt. Sogar das Jugendheim wird immer wieder besprüht und beschädigt. Ansonsten ist dort nichts. Wirklich gar nichts. Aber du wirst es ja sehen.

Ich habe mir eine Radtourenkarte gekauft und betrachte darauf Düsseldorf Süden. Das reiche Benrath, nobel etikettiert mit dem Schloss. Dahinter Urdenbach mit stolzer Tradition und dem nahen Naturschutzgebiet. Garath etwas darunter, Problemstadtteil, sagt mir jemand, war früher schon so, nur Hochhäuser. Na ja, denke ich, und ein Schloss, ein ehemaliger Herrnsitz. Schöner Kontrast zu den Hochhäusern. Die A 59 verläuft dort, direkt daneben die B 8. Die Grenze ist der Garather Mühlenbach, jedenfalls sieht es so auf der Karte aus. Also nehme ich die B 8 mitten durch Hellerhof, rechts und links sind Siedlungen in die Gegend gebaut, eine Reithalle, Industrie, ein Tennisplatz.

Offiziell heißt es, Hellerhof ist ein altes Stück Garath, wurde in den 1970er Jahren zuerst komplett geplant, dann in den 1980ern umgesetzt, weniger Häuser als beabsichtigt. Es hat die jüngste Bevölkerung, überdurchschnittliches Schulbildungsniveau, wenig ausländische Einwohner, überwiegend neuere Bausubstanz mit guter Ausstattung, größtenteils Einfamilienhäuser, aber wenige Arbeitsplätze. Wenn das nicht mal nach einem vorbildlichen Vorzeigestadtteil klingt! Sauber, ordentlich, gepflegte Vorgärten, brave Kinder. Will so gar nicht zur hohen Jugendkriminalität passen. Also los. Ich nehme das Auto.

Ein fast warmer Sonntagnachmittag. Sonne, blauer Himmel, das ganze Programm.

Nach Stadt sieht es hier überhaupt nicht aus. Es sieht aus wie eine gottverlassene, frisch geputzte Gegend mit Bäumen. Hellerhof-Ost ist ein reines Wohngebiet, durch das sich die sehr gewundene Dresdener Straße schlängelt, die alle paar Meter mit einem Hubbel präpariert ist, damit ich

nur ja nicht auf die Idee komme, schneller als 10 km/h zu fahren. Und dann die erste Überraschung: Wohnen und Industrie befinden sich Tür an Tür. Die Dresdener Straße geht direkt in das Industriegebiet hinein. Auch hier ist alles sauber und ordentlich. Nichts liegt herum. Niemand begegnet mir. Es ist nichts zu hören außer dem Rauschen der Baumkronen aus dem Naherholungsgebiet, das direkt neben Wohnsiedlung und Industrie liegt. Großflächiges Musterwohnen zum Angucken, nur hat leider sonntags das Personal seinen freien Tag.

Hellerhof-West ist größer als der Ostteil. Die Achse bilden Autobahn und B 8. Am S-Bahnhof treffe ich auf einen großen Park-and-ride-Parkplatz und ein schäbig aussehendes Einkaufszentrum. Endlich also der Bruch mit der Idylle von Sauberkeit und Ordnung. Das hatte ich aber auch irgendwie nicht anders erwartet. Bahnhöfe in Düsseldorf sind einfach keine schönen Orte.

Der S-Bahnhof ist schmutzig, der Aufzug ist kaputt, viele Scheiben sind zerstört, alles ist beschmiert, die Schutzwände ebenso wie alle anderen Wände. Oben an den Bahngleisen stehe ich keine 10 Meter von den Schutzwänden für die Autobahn entfernt. Heute, am Sonntag, ist nur ein leises Brausen zu hören. Ob von den Bäumen oder von Autos, kann ich nicht sagen. Wie klingt in Hellerhof wohl Berufsverkehr?

Mein Blick fällt auf Hellerhof-West. Ich habe ein Déjà-vu, nur spiegelverkehrt. Wieder eine Wohnsiedlung aus Spielstraßen, die pure Idylle. Kinder? Keine zu sehen. Auch hier: Nichts liegt herum, niemand ist unterwegs.

Und dann fällt es mir auf, die zweite Überraschung im südlichsten Teil von Düsseldorf. Im Umkreis von ca. 500 Metern rund um diesen Pseudoortskern ist alles bekritzelt: Telefonzellen, Kästen, Lärmschutzwände, Briefkästen, Schilder, Garagentore. Nur die modern wirkende Kirche nicht, dafür aber ihr Schaukasten.

Plötzlich rieche ich Sauerbraten. Hier leben also tatsächlich Menschen. Ein junger Mann packt Umzugskartons in ein Auto. Zwei Kinder auf Rädern